

Im April 2005

UNTER DER BLÜHENDEN LINDE
(von Waidhofen an der Ybbs)
von Günter Schusta

Jeder sangesfrohe Philister weiß es, dass die junge und schöne Lindewirtin dem Wanderknaben einst nicht nur „Ränzel, Mantel, Stab und Hut“ gepfändet hat, sondern schlussendlich auch noch das „Herz im Leib“. Dieses wurde ihr offenbar liebend gern überlassen, denn „auf der Wirtin rotem Mund brannte heiß ein ander“. Wie die Geschichte allerdings weitergegangen ist, das verraten uns auch die zahlreichen Fakultätsstrophen nicht, und sofern man dort nachschlagen will, selbst bei Shakespeare steht es nicht genau, sehr wohl aber in dem erfolgreichsten Theaterstück, das in Waidhofen an der Ybbs jemals über die Bühne gegangen ist.

Demnach hat sich die oben beschriebene Paarung bereits 1818 zugetragen, also im Jahr vor der Geburt des Komponisten von „Keinen Tropfen im Becher mehr“ und 22 Jahre bevor der Textdichter Rudolf Baumbach das Licht der Welt erblickte.

Wieso das so ist? Weil die Wirtsleute 1843 bereits ihre Silberhochzeit feierten. Das musste auch so sein, denn just in diesem Jahre des Herrn wurde der Waidhofener Männergesangsverein gegründet. Und zu seinem 80. Geburtstag haben zwei seiner Mitglieder, Chorleiter Eduard Freunthaller und der Spielleiter und spätere Obmann Nikolaus von Bukovics ein entzückendes VOLKSLIEDERSPIEL vorgelegt. Es ist insgesamt über hundertmal aufgeführt worden und hat immer wieder sein Publikum erfreut.

Nicht mehr eindeutig zu klären ist es, wie die gewichtigen Motive aus der Welt der Farbstudenten in das Spiel hineingeraten sind, denn im biedermeierlichen Gründungsjahr der Singgemeinschaft waren sie in der Eisen- und Stahlstadt am smaragdgrünen Fluss ja keineswegs zu finden. Sehr wohl aber 1923, im Jahr des 80. Wiegenfestes, als die Couleurträger in dem altherwürdigen Städtchen durchaus ein Gegenstand der öffentlichen Wahrnehmung gewesen sind.

„Edi“ Freunthaller (1878 – 1975), der nachmalige Ehrenbürger der Statutarstadt, dem diese sogar ein Denkmal aus Erz und Stein errichtet hat, ist selbst kein Farbstudent gewesen. Zur Zeit seines Studiums an der Lehrerbildungsanstalt galt ja noch das Koalitionsverbot für Mittelschüler, zu denen die angehenden Pflichtschulpädagogen gezählt wurden. Erst nach dem 1. Weltkrieg kam es in Waidhofen zur legalen Gründung von zwei heute noch existierenden Pennalien, namentlich einer verehrlichen Norica im katholischen Mittelschülerkartellverband (MKV) und e.v. pennalen Burschenschaft B! Silesia, welche sogar ein eigenes Haus besitzt. Noch in der illegalen Zeit, und zwar bereits 1904, war e.v. Amelungia gegründet worden und später noch die ebenfalls deutschnational ausgerichteten Korporationen Bismarck, Teutonia und Rhenania, welche nach wie vor aktenkundig sind, wenngleich allesamt nicht mehr existent.

Anders als Freunthaller mag es seinem Mitautor ergangen sein, dem gebürtigen Ungarn und Stadtbaumeister Architekt Nikolaus von Bukovics, über den leider nur wenig bekannt ist. Vielleicht hat er seine Ausbildung an der Wiener Technischen Hochschule erfahren und ist bei dieser Gelegenheit einer Studentenverbindung beigetreten. Wir wissen es nicht. Jedenfalls hat er beruflich in Waidhofen Fuß gefasst und erbaute dort zum Beispiel aus Anlass des Kaiserjubiläums von 1908 das Krankenhaus, welches heute noch den Kern des gegenwärtigen Spitalskomplexes bildet. Dass er sich auch in seiner Freizeit künstlerisch betätigte, nämlich

Dieses Dokument entstammt aus der „Schatzsuche Eisenstraße“ auf www.eisenstrasse.info.
Sämtliche Rechte liegen beim Autor.

als Sänger, ist ganz gewiss. Und zur Erstaufführung des Erfolgsstückes hat er bestimmt nicht nur das Bühnenbild beigetragen, soviel steht fest.

Das von den beiden verfasste Singspiel, welches ein wenig an das Dreimäderlhaus erinnert, zeichnet sich zwar nicht durch hundertprozentige Logik aus, aber durch Lieblichkeit vom Anfang bis zum Ende. Die Handlung ist in drei Bilder gegliedert, welche den Zusehern die Gaststube, den Platz vor dem Wirtshaus und den Gastgarten samt seiner Umgebung vor Augen führen. Dass das erste Bild allerdings mit „**Im Krug zum grünen Kranze**“ betitelt wurde, kann man zwar nachvollziehen, es bleibt aber dennoch merkwürdig. Denn Hans und Liesl Tiefenbrunner werden im Textbuch stets als Lindenwirt und Lindenwirtin bezeichnet und niemals anders. Aber weil das Spiel eben mit dem wunderschönen Cantus „Im Krug zum grünen Kranze“ beginnt, soll der Bruch in der Logik nachgesehen werden, denn vielleicht hatte die Wirtschaft ja gerade wegen eines Mostheurigen ausgesteckt, und das mit einem grünen Kranze.

Die Gaststube mit getünchten aber verräucherten Wänden, einem grünen Kachelofen und einer Holzdecke, an der eine Hängelampe baumelt, steht jedenfalls allem Volk einladend offen. Ein Kruzifix und nicht näher bezeichnete Bilder an den Wänden, darunter unter Umständen auch Illustrationen der deutschen Heldensagen, vermögen vielleicht beiden ideologischen Geschmacksrichtungen gerecht zu werden, welchen die Studenten am Ort huldigen. Jedenfalls pflegen sich diese im Erker der Gaststube niederzulassen; Bürgermeister, Doktor, Förster und andere Honoratioren hingegen am Bürgerstammtisch; auch die Handwerksburschen sind wohl gelitten und bestimmt auch die in der Stadt weilenden Bauern. Edi Freunthaller, ein intimer Kenner des deutschsprachigen Liederschatzes, verstand es jedenfalls, ihnen allen die richtigen Gesänge in den Mund zu legen, den Studenten, dem Postillion, den schmachtenden Mädchen, den Schmieden, den Jägern, dem Nachtwächter und selbstverständlich auch den ortstypischen und heute noch ihr Wesen treibenden Türkenpfeifern.

Aus unserem einstmals fahrenden Schüler ist im abgelaufenen Vierteljahrhundert ein überhaus ehrbarer Bürger geworden, Gemeinderat gar und seit zwanzig Jahren schon Armenpfleger. Doch geblieben ist des Burschen flotter Sinn, und da kann es schon passieren, dass ihm beim Anblick des schöneren Teiles eines hochzeitsreisenden Paares der Ausspruch ent schlüpft: „Teufi, Teufi, a saubers Weiber!“ Das überhört seine bessere Hälfte aber keineswegs und ermahnt ihn: „Du, du, verschau di net Alter!“ Darauf streichelt er ihr das Kinn und meint: „Net eifern mei silberne Braut! Bist ja grad so sauber.“ „Gwest, gelt, gwest willst sagen?“ entgegnet sie. Und er gutmütig lachend: „Woast Liesl, heut bist halt scho a wengerl überwutzelt.“ Das letzte Wort hat natürlich sie: „Ös Mannerleut werds aa net scheena, wanns älter werds.“

Was sich liebt das neckt sich! Und für echten Kummer sorgt ohnedies der Nachwuchs, über den die Wirtin räsoniert: „Mit dö Kinda hat ma halt allaweil seine Sorgen. Wenn s' kloan san, habn s' d' Masern, Schafhuastn, Baucherlweh, z' rissene Kloadln und woäß God was no, alls zan harbn und giftn Und kemmans' langsam in d' Höh, werdn s' liabsnarrisch und ma hat's Kreuz erst recht ferti.“

In eben diesem Stadium sind die beiden Töchter und der Sohn bereits angelangt, wobei es am ärgsten die Älteste erwischt hat, die Lore, welche den abwandernden Handwerksburschen, die wahrscheinlich ihrem gerade heimkehrenden Schatz begegnen werden, hinterher singt: „Kein Feuer, keine Kohl kann berennen so heiß, als die heimliche Liebe, von der niemand nix weiß.“ Glaubt sie, denn die Mutter hat sich schon längst den richtigen Reim auf die Tatsache gemacht, dass bei dem Bild des in Steyr arbeitenden Ziehbruders Heinrich immer frische Blumen stehen.

Die Lore aber schlägt am Vorabend der elterlichen Silberhochzeit bereits den vierten Heiratsantrag aus, der ihr vom Herrn Amtsschreiber Tobias Hintenum gemacht wird, der

Dieses Dokument entstammt aus der „Schatzsuche Eisenstraße“ auf www.eisenstrasse.info.
Sämtliche Rechte liegen beim Autor.

dadurch prompt zum Feind der Familie wird, da ihm nun einmal die Schurkenrolle zugebracht ist.

Etwas leichtlebiger ist Lores jüngere Schwester Liesl veranlagt, die zwar von der ganzen Studentenrunde ein großes Lebkuchenherz als Geschenk annimmt, aber dennoch nicht ihnen allen sondern nur einem einzigen gut sein will, der wohl kaum der Erstchargierte sein kann, dessen unsteter Sinn ihr missfällt: „Ich will dich lieben, niemals betrüben, will dir treu sein, /: Aber's Heiraten /? Das fällt mir nicht ein!“ So beteuert er. Darauf Liesl schnippisch: „Wissen S', Herr Karl, auf so was lasst sie oba dö tugendsame Jungfrau Elisabeth net ein.“ Und singend: „/: Brüderlein fein, /: du wirst doch ein Spitzbub sein!“ usw., usw., was die übrigen Studenten beipflichtend aufnehmen: „Sie hat ihre Sache gut gemacht, drum wird sie auch nicht ausgelacht“, worauf Karl mit dem Schläger zornig auf den Tisch haut und „Silentium“ kommandiert.

Fritz, der leibliche Bruder der beiden Mädchen, ist ebenfalls Farbstudent, und zwar zum Wohlgefallen seiner Frau Mama: „Dö san wieda übermüati und ausglassn. Dö stelln heunt das Stadtl no am Kopf. Aba man kann eahna net feind sein, sie san ja no so jung. Und mein Buam, in Fritz steht's soviel guat an dös,“ wobei mit „dös“ offenbar das Couleur gemeint ist. Der hoffnungsvolle Bursche ist hinter Rosl her, der Tochter des Försters, welche in der Küche des Lindenwirtshauses arbeitet. Ihr Vater ist ihm zwar keineswegs abhold, will aber den Anstand gewahrt wissen und hält ihn deshalb am Rockzipfel fest, als sich der Möchtegernliebhaber an ihm vorbeidrücken will: „Ob's d' hergehst! I bin zwar nur der Vota von da Rosl, aber deine Vorderläuf kannst mer scho herhaltn. (Nimmt ihn bei beiden Händen, die er schüttelt.) Bist ja blind und terrisch, wiar a balzeter Auerhahn.“ Darauf Fritz: „Nix für ungut, Herr Förster, und an schön Gudnambd!“

Die ewige Crux der Studenten war aber schon damals der Nervus rerum, oder wie es der Lindenwirt ausdrückt: „Da Student kost an Haufn Geld!“ Und dem steht natürlich auch eine Anspruchshaltung der Bürger gegenüber, welche Rosl wohl dem deutlichsten ausspricht, wenn sie einem leichtsinnigen Verehrer gelegentlich mit einer reichlich übertriebenen Anrede die *Conditio sine qua non* vor Augen führt: „Gehn S', hörn S' auf, Herr Doktor, morgen san wieda andere Dirndln die schönsten in der Stadt. Dö Herrn Studenten san lockere Vögel, dö drahn sie nach'n Wind.“

Auch die übrigen Mädchen scherzen, lachen und singen mit den Studenten, schäkern aber lieber auf Teufel komm heraus mit dem souveränen Philosophen des Stückes, dem alternden Nachtwächter, der immer noch ein Hagestolz ist, obwohl er dann im dritten Bild seines Amtes als Hochzeitseinlader und Festordner waltet, aber nicht in eigener Sache.

Grundsätzlich ist das Verhältnis der Studenten und Bürger im Waidhofen des Jahres 1923 gemäß dem Spiegelbild dieses Stückes aber ein durchaus herzliches gewesen. Denn der darin vorkommende 1. Student steht auf und trinkt den Bürgern zu: „Der wohlhonorigen Korona unsere Blume!“ Als Sprecher des Bürgerstammtisches erhebt sich daraufhin der Doktor und erwidert: „Stoß an! Die Jugend soll leben!“

Wen wundert es da, dass beide, Bürger und Studenten, gemeinsam und singend bekennen: „Das schwarzbraune Bier, das trink ich so gern, und die schwarzbraunen Mädeln, die küss ich so gern.“

Bürger und Studenten stimmen ebenfalls in den Kehrreim des Liedes der Handwerksburschen ein: „Mir san ja die lustigen /: Hammerschmiedgsölln /:“

Ihr Herbergsvater, der Wirt, wird von den Studiosi sogar als „Fürst von Thoren“ inthronisiert, indem sie ihn auf einen Sessel platzieren, den sie zuvor auf ihren Stammtisch gestellt haben, um ihm kommentmäßig zuzutrinken und auch durch den entsprechenden Gesang zu huldigen, was sich Hans Tiefenbrunner gern gefallen lässt.

Doch als draußen die Höhenfeuer aufflammen und der Fackelzug beginnt, strömen alle auf die Gasse und die Wirtsleute bleiben allein zurück, was sie dazu nützen, einander ihre ungebrochene Liebe und Treue zu gestehen.

„Im Winkel am Tore“,

in dem das zweite Bild spielt, geht die Frau Godn, gleichsam die gute und böse Fee in einer Person, ihrem Patenkind Lore gegenüber doch einmal weitgehend aus sich heraus. Sie eröffnet der zukünftigen Schwiegertochter, dass sie selbst es war, die vor vierundzwanzig Jahren Heinrich an der Schwelle des Wirtshauses ausgesetzt hat: „Da is amal a Dirndl gwesn, bildsauba, aba arm wia r a Kirchnmaus. D’ Eltern san fruahzeiti gstorbn und’s Dirndl is aufgewachsn wia r a wilds Röserl.“ Und weil sich „ihr Liabhaba, a Spieler und a Wirtshausbruada,“ der noch dazu „von ana Arbat nix hat wissen wolln“, aus dem Staub gemacht hat, gebar sie heimlich bei einer alten Tante, jenseits der Donau, und legte dann das Kind den Tiefenbrunnern als Kuckucksei ins Nest. Und auf die diesbezügliche Frage: „Da Vata? Der is tot.“

Doch dieser, der Vagabund Ferdinand Wallner, denkt gar nicht daran und betritt vielmehr die Szene mit einem weinseligen Studentenlied auf den Lippen: „Grad aus dem Wirtshaus komm i heraus, Straßn, wia wunderli schaut du mir aus!“

Der von Lore abgewiesene Amtsschreiber aber will ihn zum Werkzeug seiner Rache machen. Ihr Vater hat jenem nämlich vor Zeiten von Amts wegen sein Erbe auf Heller und Pfennig ausbezahlt. Und nun will der saubere Federfuchser den diesbezüglichen Beleg unterschlagen und den Ferdl dazu bewegen, seinen Anspruch nochmals geltend zu machen. Doch unser Bruder Leichtsinns mag zwar ein windiger Geselle sein, aber ein Halsabschneider ist er deswegen noch lange nicht. Deshalb tut er auch das, was die Mutter seines Kindes von ihm verlangt, nämlich unerkant wieder verschwinden, aber doch vorher halbwegs von ihr ausstaffiert und nach einem Nachtlager unter ihrem Dach, statt bei der grünen Bettfrau.

Neben so viel Tragik darf auch die Komik nicht fehlen, und dass sie erscheint, dafür sorgen ein Pantoffelheld und seine Xanthippe, nämlich der Schneider und seine Frau. Ersterem hat der listige Schulmeister, vielleicht das Alter Ego von Eduard Freunthaller, einen garantiert wirksamen Zauber verraten, um mit seinem Hauskreuz fertig zu werden. Er braucht dazu ja bloß einen Pantoffel und einen Zopf seiner Alten, um dann mit diesen beiden Utensilien Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen. Doch mit der Verwandlung des Drachens in ein sanftes Täubchen wird es leider nichts, weil der Nachtwächter den Meister Zwirn als Brunnenvergifter verhaftet. Der gestrenge Herr Bürgermeister aber macht der Schneiderin klar, dass sie schon bald Witwe sein wird, weil dieses Verbrechen mit dem Tode bestraft werden muss. Doch ganz so weit kommt es dann doch nicht, weil er zum Schluss Gnade vor Recht ergehen lässt. Und der doch stark Eingeschücherterten wird ihr Ehemann wieder zurückgegeben, allerdings muss das zänkische Weib vorher versprechen, sich ernsthaft bessern zu wollen.

Die Lösung dieser und aller anderen Knoten erfolgt aber erst bei Tageslicht und im dritten Bild, „**Am Brunnen vor dem Tore**“, der sich neben dem Gastgarten des Wirtshauses befindet, ebenso wie die blühende Linde. Von der Kirche dorthin marschiert der Festzug. „Vor an die Musik, eine Studentenabordnung, womöglich in voller Wuchs, eine Abordnung der Schmiede, eine Abordnung des Bürgerstammtisches, Mädchen im weißen Festgewande Blumen streuend, das Jubelpaar, die Frau Godn mit Lore und Liesl, Heinrich und Fritz mit Rosl, die Frauen der Schmiede und Bürger, mit Goldhauben, ferner alle übrigen Bürger, Schmiede und Studenten mit ihren Frauen und Mädchen.“ Am Ziel warten bereits die angehenden Goldhochzeiter, die Großeltern des Müllers Hansl, und ebenso das bäuerliche Buffopaar Urschl und Wastl.

Der Bürgerstammtisch überreicht dem Jubelpaar einen Silberbecher, und die Schmiede, die Hans Tiefenbrunner ebenso wie die Studenten als ihren Herbergsvater bezeichnen, ein nicht näher definiertes Geschenk, vielleicht einen eisernen St. Urbanus.

Dieses Dokument entstammt aus der „Schatzsuche Eisenstraße“ auf www.eisenstrasse.info.
Sämtliche Rechte liegen beim Autor.

Der Wirt, mit dem Pokal in der erhobenen Hand, und die Wirtin singen: „Gold und Silber lieb ich sehr.“ Und bei der zweiten Strophe fällt die ganze Festversammlung mit ein: „Seht wie blinkt der goldne Wein hier in diesem Becher!“

Sodann ergeht die Einladung an alle, sich in den Gastgarten zu begeben, wo ein Frühstück gerichtet ist, gefolgt von dem Kommando an die Banda: „Musikanten spielt auf!“

Und nachdem der schüchterne Müller Hans seiner Liesl endlich einen Antrag macht, der prompt angenommen wird, muss auch die Lore ihren Heinerl kriegen. Das schien gestern noch ein weiter Weg zu sein, musste er seinem Schwiegervater in spe doch versprechen, noch auf Jahre zu seinem alten Meister zurückzukehren und der Liesl nur zu schreiben, bis das Geld für den Bau eines eigenen Nestes beisammen sei. Doch nun teilt er dem völlig Überraschten mit, dass die „Schwarzenbachschmiede“ sein ist, die „schönste in der ganzen Stadt“. Seine leibliche Mutter habe sie ihm geschenkt. Diese, die Frau Godn, hatte einst das rare Glück, nachdem sie ihr Kind weggelegt, als völlig Mittellose in einen ledigen Hof einzuheiraten, dessen Eigentümer bald darauf verstarb. Mit dem Verkaufserlös der Landwirtschaft konnte sie nicht nur in die Stadt übersiedeln und all die Jahre in der Nähe ihres Kindes leben, sondern ihm jetzt auch noch eine gutbürgerliche Existenz finanzieren. Oh Wunder über Wunder !

Wie sollte sich da nicht alles in Musik und Tanz und Wohlgefallen auflösen ? /: „Fein sein, beinander bleibn !“ :/ Zu diesen Klängen fällt der Vorhang.

1943 wurde der Männergesangsverein hundert Jahre alt. „Aber da war das Vereinesleben allmählich verhungert.“ Jedoch entstand gerade ein Großgemälde von Waidhofen. „In diesem ursprünglichen Bild kamen keine Studenten vor,“ aber viele Hakenkreuzfahnen. „Die Waidhofner wollten 1945 das Bild zerschneiden. Ausgerechnet der russische Stadtkommandant Leonow hat das Bild gerettet. Er erkannte das Kunstwerk und ordnete zur Entnazifizierung an, die 19 Hakenkreuzfahnen rot weiß rot zu übermalen. Die Uniformierten wurden mit Trachtenjankern versehen.“

1948 ließ sich Prof. Reinhold Klaus in Waidhofen nieder und sah sein Bild wieder. Er übermalte jetzt selbst die geänderten Uniformierten aus dem Singspiel „Unter der blühenden Linde“. Der Student am Ende des Zuges ist in Vollwuchs, der zweite auf der rechten Seite des Zuges mit einem roten Kneiprock als Gittarist abgebildet.“

Das 3 x 6 Meter große Bild ziert heute den Sitzungssaal des Rathauses.

„Schon 1949 und 1950 geschah das Waidhofner Wunder. Die „Linde“ blühte auch hier wieder.“ Prof. Klaus hat bei dieser Gelegenheit von den Hauptdarstellern Aquarellzeichnungen angefertigt, die mit 1949 datiert sind und sich heute im Besitz des Stadtmuseums befinden.

„Im Oktober 1975 erfolgte dann die hochfeierliche Eröffnung des Stadtsaales und die alte „Linde“ blühte neuerlich. Edi Freunthaller, der sie pflanzen geholfen hatte, war dabei.“ Doch am 28. November, kurz vor seinem 97 Geburtstag, wurde er in die ewige Heimat abberufen. Seine Mitbürger haben in aufrichtig betrauert, natürlich auch die Farbstudenten, allerdings in Zivil.

Günter Schusta
(FRW im MKV)

Die Originalzitate stammen aus dem Textbuch, aus der „Festschrift 150 Jahre MGV 100 Jahre Singgemeinschaft“, aus dem Österreichischen Kommersbuch des MKV und aus dessen Festschrift zum Pennälertag 2004. Den darin enthaltenen Artikel über Waidhofen verfasste der Studentenhistoriker Roland Jaritz.

Dieses Dokument entstammt aus der „Schatzsuche Eisenstraße“ auf www.eisenstrasse.info.
Sämtliche Rechte liegen beim Autor.
